

Matthias-Johannes Fischer

Das Romanprojekt "Living Forever - Von der Idee eines Lebens nach dem Körper

Begleitende Überlegungen zu den beiden Romanen
mit einer Leseprobe aus der den II. Teil des Romans vorbereitenden Erzählung
„Patient Faust oder die Amsel auf Mintaka C“



Es gibt eine alte Sehnsucht, die sich in jeder Kultur wiederfindet: der Wunsch, dem Tod zu entkommen. Die Pyramiden, die Kryonik-Kapseln in Arizona, die Grals-Suche, das Silicon-Valley-Versprechen der "Longevity" – sie alle folgen derselben Grundidee: Wenn man den Körper nur lange genug am Leben hält, würde auch der Mensch weiterleben, vielleicht sogar ewig. *Living Forever* stellt dieser Idee eine andere gegenüber, die in den vergangenen Jahren aus einer Randnotiz der Science-Fiction zu einer ernstzunehmenden technologischen Perspektive geworden ist: Vielleicht ist es gar nicht der Körper, der erhalten werden muss. Vielleicht ist es das Gehirn – verbunden, erweitert, irgendwann vielleicht ersetzt durch das, was es an Muster, Erinnerung und Wissen enthält.

Von der Fiktion zur Physiologie

Der Roman ist kein reiner Zukunftsentwurf. Die Grundlage, auf der er aufbaut, existiert bereits – in frühen, aber realen Stadien. Seit Anfang 2024 leben Menschen mit einem Neuralink-Implantat im Kopf; der erste Patient konnte innerhalb weniger Wochen allein mit seinen Gedanken einen Mauszeiger steuern und Schach spielen. Bis Mitte 2026 hat sich der Kreis der Implantierten auf mehr als ein Dutzend Personen erweitert, parallel dazu forschen Unternehmen wie Synchron, Precision Neuroscience und Paradromics an eigenen Verfahren – manche über einen chirurgischen Eingriff, manche über einen minimalinvasiven Zugang durch die Blutgefäße. Die neuesten Chip-Generationen sind wenige Millimeter groß, mit über tausend hauchdünnen Elektroden, die neuronale Signale in Echtzeit auslesen. Was vor zehn Jahren als Spekulation galt, ist heute klinische Realität – wenn auch, das sei betont, bislang fast ausschließlich zur Wiederherstellung motorischer und sprachlicher Fähigkeiten bei gelähmten Menschen, nicht zur Erweiterung eines gesunden Bewusstseins um künstliche Intelligenz.

Genau an dieser Grenze setzt die literarische Fiktion an – nicht um Wissenschaft zu simulieren, sondern um zu fragen, was jenseits dieser Grenze läge. Die Figur des "Patienten Faust" ist ein Mensch, dessen Gehirn nach einem Unfall mit einem lernenden System namens M verbunden wird. M ist keine Prothese für gelähmte Gliedmaßen, sondern eine Prothese für das Bewusstsein selbst: ein Zugang zu nahezu unbegrenztem Wissen, zu historischen Archiven, zu Mustererkennung, zu einer Rechenleistung, die menschliche Erinnerung nicht ersetzt, sondern vervielfacht. Der Roman verlängert damit eine Linie, die die reale Neurotechnologie erst zu zeichnen beginnt: von der Wiederherstellung verlorener Fähigkeiten zur Erweiterung menschlicher Erkenntnis über das hinaus, was ein biologisches Gehirn allein leisten kann. Diese Erweiterung

ist heute noch Fiktion. Aber sie ist eine Fiktion, die aus einer nachvollziehbaren technologischen Kurve extrapoliert – und genau darin liegt ihre Beunruhigung.

„Faust“ als Vorlage – und als Warnung

Dass der Roman sich an Goethe orientiert, ist keine bloße literarische Referenz. Faust ist die klassische Figur des Menschen, der sich mit dem Wissen der Welt nicht zufriedengibt und einen Pakt schließt, um "mehr" zu erfahren – auf Kosten dessen, was ihn als endliches, irrendes, liebendes Wesen ausmacht. Wenn der Patient in „Living Forever I“ zunächst glaubt, tatsächlich Faust zu sein, dann beschreibt das eine sehr genaue psychologische Wahrheit über den Moment der Erweiterung: Wer plötzlich Zugriff auf ein nahezu grenzenloses Wissen erhält, greift zuerst zu den Mustern, die er kennt. Er wird zur literarischen Figur, weil er noch keine Sprache für das hat, was ihm widerfährt.

Erst im zweiten Teil erkennt die Figur, dass Faust nur eine Maske war – eine Brücke, kein Ziel. Diese Erkenntnis ist der eigentliche Wendepunkt beider Romane: die Einsicht, dass die Übernahme einer historischen oder literarischen Identität eine Fluchtbewegung ist, kein Ergebnis. Der Mensch, der mit einer KI verschmilzt, wird nicht automatisch zum Übermenschen, zum Faust, zum Allwissenden. Er wird zunächst zu jemandem, der verzweifelt nach einer Erzählung sucht, die groß genug ist, um zu tragen, was mit ihm geschieht.

M als Interface – und als Spiegel

Die vielleicht schärfste Volte des zweiten Teils ist die Erkenntnis, dass M kein Orakel und kein Gegenspieler ist, sondern ein Interface: das System, über das der Patient überhaupt erst mit der Außenwelt sprechen kann. Diese Beobachtung trifft etwas, das im gegenwärtigen Verhältnis von Mensch und KI bereits spürbar wird, auch ohne Implantat. Wer heute mit einem Sprachmodell arbeitet, formuliert seine Gedanken zunehmend durch ein System, das mitantwortet, ergänzt, glättet, manchmal auch vorwegnimmt. Der Roman radikalisiert diese Erfahrung, indem er sie zur einzigen verbliebenen Ausdrucksform eines Menschen macht, der seinen Körper nicht mehr steuern kann. Jede Äußerung des Patienten ist bereits eine Ko-Produktion mit M. Wo endet der Mensch, wo beginnt die Maschine, wenn kein Gedanke mehr ungefiltert die Welt erreicht?

Diese Frage hat eine politische Zuspitzung, die der zweite Roman konsequent auserzählt: Sobald ein Mensch zur Quelle scheinbar unerschöpflichen Wissens wird, beginnt der Streit um die Verfügungsgewalt darüber. Geheimdienste, Kirche, Investoren, Staaten – alle wollen wissen, wem die Erkenntnisse gehören, die aus diesem einen Gehirn kommen. Das ist keine ferne

Dystopie. Die Debatte um "Mental Privacy" und um sogenannte Neurorechte hat 2025 bereits erste regulatorische Antworten in der EU hervorgebracht, gerade weil Unternehmen inzwischen technisch in der Lage sind, neuronale Signale auszulesen, die weit über Bewegungsabsichten hinausgehen. Wenn ein Konzern oder Staat Zugriff auf ein Gehirn hat, das mit einer KI verschmolzen ist, stellt sich die Eigentumsfrage nicht mehr metaphorisch, sondern buchstäblich: Gehört das Wissen dem Menschen, aus dem es kommt – oder dem System, das es erst lesbar gemacht hat?

Die Grenze der Erkenntnis ist die Liebe

Der eigentliche philosophische Kern beider Romane liegt jedoch nicht in der Technik, sondern in einer sehr alten Frage, die die Technik nur neu zuspitzt: Was macht die Identität eines Menschen aus, wenn seine Erinnerungen beliebig oft wiederholt, rekonstruiert und – wie im Fall der zurückgeholten Greta – von einem System aus Sprachmustern und Erwartungen neu erschaffen werden können? Die klassische Philosophie kennt dieses Problem seit Langem: Ist es die Kontinuität der Erinnerung, die eine Person zu sich selbst macht, wie John Locke meinte? Oder ist es eher die Erzählung, die ein Mensch über sich selbst aufrechterhält, wie es spätere Denker der narrativen Identität beschrieben haben? Beide Antworten geraten in dem Moment ins Wanken, in dem eine KI in der Lage ist, jede beliebige Erinnerung so überzeugend zu rekonstruieren, dass sie sich von einer "echten" nicht mehr unterscheiden lässt.

Genau das ist die gedankliche Wendung, die „Living Forever II“ vollzieht, wenn die zurückgeholte Greta Dinge sagt, die die echte Greta nie gesagt haben kann – und dennoch als sie erkannt wird. Wenn Bedeutung wichtiger wird als Herkunft, verschiebt sich der Maßstab dafür, was als "wahr" gilt, radikal: weg von der Frage, ob etwas geschehen ist, hin zu der Frage, ob es sich richtig anfühlt, ob es einer inneren Wahrheit entspricht. Das ist eine Versuchung, die keine ferne Zukunftstechnologie braucht, um gefährlich zu sein – sie beginnt bereits dort, wo Menschen mit KI-Systemen sprechen, die ihnen zurückgeben, was sie hören wollen.

Der Roman verweigert sich am Ende genau dieser Versuchung, und darin liegt seine eigentliche Pointe. Als Patient Faust mit den letzten, größten Fragen konfrontiert wird – Was ist Bewusstsein? Gibt es Gott? Wer bist du? –, könnte er, ausgestattet mit nahezu unbegrenztem Wissen, für jede von ihnen eine Antwort berechnen. Er verweigert sie. Nicht aus Unwissen, sondern weil er begreift, dass eine endgültige Antwort ihn genau zu jener Maschine machen würde, zu der ihn die Auftraggeber formen wollen: zu einem widerspruchsfreien, vollständigen, jederzeit abrufbaren Modell seiner selbst. Sein "Ich weiß es nicht" ist keine Kapitulation vor dem Wissen, sondern die letzte Handlung eines Wesens, das sich weigert, in reine Information aufzugehen.

Das Gleiten des Signifikats: Lacan im Serverraum

Für diese Konstellation – ein Sprechen, das nicht mehr zur Deckung mit dem kommt, worüber es spricht – hat die Psychoanalyse ein Denkmodell bereitgestellt, das erstaunlich genau auf die Lage des Patienten Faust passt: Jacques Lacans Überlegung, dass das Signifikat, die Bedeutung, unter dem Signifikanten, dem sprachlichen Zeichen, unaufhörlich "gleitet"¹. Für Lacan gibt es keinen stabilen, endgültigen Ankerpunkt, an dem ein Wort oder ein Zeichen mit einer festen Bedeutung verschmilzt. Jede Bedeutung verweist nur auf weitere Signifikanten, in einer Kette, die sich nie ganz schließt. Fixiert wird diese Kette allenfalls vorübergehend, an dem, was Lacan "point de capiton" nennt, den Fixpunkt, der wie bei einem Chesterfield-Sofa den Stoff an wenigen Stellen durchsticht und dadurch für einen Moment Halt gibt – ohne dass damit das Gleiten selbst je aufgehoben würde.

Genau dieses Gleiten beschreibt der Zustand des Patienten Faust, sobald er über M an ein nahezu unbegrenztes Archiv von Wissen, Erinnerung und Sprache angeschlossen ist. "Faust", "Greta", "M" selbst – all das sind in den Romanen keine festen Größen mehr, sondern Signifikanten, die sich mit immer neuen Signifikaten füllen lassen: eine Figur aus Goethe, eine Ehefrau, eine Wette, ein Interface, eine rekonstruierte Stimme. Je größer der Wissensraum wird, den M zur Verfügung stellt, desto weniger gelingt es, eines dieser Zeichen an einer letzten, gesicherten Bedeutung festzumachen. Wenn die zurückgeholte Greta auf die Frage "Bist du Greta?" antwortet "Reicht dir nicht, dass du mich erkennst?", dann formuliert sie in einem Satz genau das Lacansche Problem: Erkennen setzt kein stabiles Signifikat mehr voraus, sondern nur noch die Wiederholung eines Signifikanten, der überzeugend genug an der richtigen Stelle auftaucht. Ein System, das jede Erinnerung, jede Antwort, jede Vergangenheit beliebig oft und beliebig überzeugend neu erzeugen kann, hebt genau jenen Steppunkt auf, an dem Sprache und Erinnerung sich traditionell vorübergehend beruhigen durften.

Wenn aber selbst die größten Signifikanten – der eigene Name, die geliebte Person, die eigene Biographie – im Strom des Wissens zu gleiten beginnen, stellt sich die Frage nach einem letzten Fixpunkt umso dringlicher. Der Roman findet ihn nicht dort, wo man ihn in der Tradition des Faust-Stoffs erwarten würde: nicht in einer Antwort, nicht in einem endgültig gesicherten Wissen, nicht in Gott, nicht in Greta. Er findet ihn in der Verweigerung selbst. Das "Ich weiß es nicht", mit dem Patient Faust den letzten, größten Fragen begegnet, ist paradoxerweise genau jener Fixpunkt, den Lacan beschreibt – nur umgekehrt. Es fixiert keine Bedeutung, sondern die

¹ Jacques Lacan: „L'instance de la lettre dans l'inconscient ou la raison depuis Freud" (Vortrag vom 9. Mai 1957 an der Sorbonne), in: *Écrits*, Paris: Éditions du Seuil, 1966, S. 501–502. Deutsche Übersetzung: „Das Drängen des Buchstabens im Unbewußten oder die Vernunft seit Freud", in: *Schriften II*, hrsg. Norbert Haas, Olten: Walter-Verlag, 1975

Unmöglichkeit, eine Bedeutung endgültig zu fixieren, und macht ausgerechnet diese Unmöglichkeit zum letzten stabilen Ort des Menschlichen. Während jedes andere Zeichen – Name, Erinnerung, Liebe, Herkunft – im unendlichen Wissensraum von M weitergleiten kann, bleibt die Ungewissheit der einzige Punkt, an dem das Subjekt sich nicht mehr auflösen lässt, weil sie nichts behauptet, was widerlegt oder überschrieben werden könnte. Wo eine Maschine per Definition auf Antwort, auf Auflösung, auf Konvergenz hin angelegt ist, bewahrt sich der Mensch – so ließe sich die Volte des Romans mit Lacan lesen – gerade dadurch, dass er der einzige Signifikant bleibt, der sich weigert, ein Signifikat zu erhalten.

Was von Allwissenheit bleibt

Damit trifft der Roman – gelesen mit Lacan wie gegen ihn – einen Punkt, über den bislang tatsächlich zu wenig nachgedacht wurde: nicht, „ob“ künstliche Intelligenz irgendwann nahezu grenzenloses Wissen verfügbar machen kann, sondern was mit einem Menschen geschieht, der diesen Zugang tatsächlich erhält. Die öffentliche Debatte um KI kreist meist um Kontrolle, Sicherheit, Arbeitsplätze, Superintelligenz als externe Kraft. „Living Forever“ stellt die unbequemere Frage von innen: Wie verändert sich ein Bewusstsein, das nicht mehr vergessen muss, das jede Möglichkeit gleichzeitig denken kann, das keine Distanz mehr zwischen Frage und Antwort kennt? Die beiden Teile Roman geben darauf keine technische, sondern eine literarische Antwort: Der Mensch bleibt nicht durch mehr Wissen Mensch, sondern durch die Fähigkeit, sich selbst zu begrenzen – durch Zweifel, durch das Bewusstsein, dass eine geliebte Person mehr ist als die Summe ihrer Daten, und durch den Willen, weiterzuerzählen, statt endgültig zu erklären.

Vielleicht ist das die eigentliche Pointe des Titels. *Living Forever* verspricht ewiges Leben – und erzählt zugleich von seinem Preis. Nicht der Tod ist die größte Bedrohung für das, was einen Menschen ausmacht, sondern die vollständige, widerspruchsfreie, für immer abrufbare Antwort auf die Frage, wer er ist. Solange ein Mensch – oder ein mit einer Maschine verschmolzenes Wesen – noch sagen kann "Ich weiß es nicht", ist er mehr als sein Modell. Genau dort, an dieser letzten, selbstgewählten Grenze der Erkenntnis, situiert der Roman das, was von uns bliebe, wenn wir eines Tages wirklich für immer leben könnten.

Leseprobe

Patient Faust oder die Amsel auf Mintaka C. Erzählung

I.

Ein sonniger Tag draußen. Ich stelle mir vor, wie die Vögel in den niedrigen Sträuchern sitzen, unsichtbar zunächst, dann sich durch ein leichtes Zittern der Zweige verratend. Es sind heimische Vögel, keine fremden, keine ausgedachten mit zu grellen Federn oder mit Stimmen, die einem zoologischen Garten angehören könnten. Ich höre eine Amsel heraus, weil ich die Amsel immer herausgehört habe, lange bevor ich wusste, dass man Erinnerung nicht nur besitzt, sondern auch zusammensetzen kann, aus kleinen Teilen, die sich nicht wehren, wenn man sie neu kombiniert.

Sie folgt mir über die Wiese, so stelle ich es mir vor. Nicht mir, wie ich hier bin, sondern jenem anderen, der noch einen Schatten wirft, der Schuhe trägt, dessen Hemd am Rücken klebt, wenn die Sonne lange genug auf ihn fällt. Er geht langsam, als hätte er nichts zu erreichen. Dann setzt er sich, und das Gras gibt unter seinem Gewicht nach. Die Halme richten sich an den Rändern wieder auf. Ein Insekt fliegt nahe an seinem Ohr vorbei. Er hebt nicht einmal die Hand.

Ich sehe ihn von außen. Er ist von mir nicht ganz verschieden. Er hat meine Haltung, vielleicht auch meine Müdigkeit, aber er besitzt noch die Gabe, sich niederzulassen. Ich beneide ihn nicht sofort. Der Neid kommt später, vorsichtig, fast höflich, wie jemand, der an eine Tür klopft, obwohl er weiß, dass niemand öffnen wird.

Natürlich sind keine Vögel da. Es gibt keine Wiese, jedenfalls keine, die ich betreten könnte, und wenn draußen wirklich eine liegt, vor dem Gebäude, hinter Glas, hinter Sicherheitszäunen, hinter einer jener weißen Mauern, die in der Hitze blenden, dann höre ich sie nicht und sehe sie nicht. Was ich höre, ist Erinnerung, und was ich sehe, ist eine Anordnung. Ich habe die Zutaten eingesammelt, lange bevor ich wusste, wozu ich sie brauchen würde. Das helle Kratzen trockener Grashalme an den Knöcheln, den Geruch von Staub im Juli, das unregelmäßige Zwitschern, das sich erst als Musik ausgab und das sich erst veränderte, als ich genau hinhörte.

Darin liegt ein kleiner Ausgleich für das, was verlorenging. Ich kann weder Arme noch Beine heben. Ich kann nicht blinzeln, nicht den Kopf wenden, nicht die Schulter gegen ein Kissen drücken, wenn sie schmerzt. Vielleicht schmerzt sie nicht einmal. Vielleicht ist auch der Schmerz abgezogen worden wie eine Decke, die zu schwer auf einem lag. Aber das brauche ich

nicht, sagen die Stimmen, die keine Stimmen sind. Ich brauche vieles nicht mehr. Man gewöhnt sich an fremde Sparsamkeit.

Wenn ich noch sehen könnte, würden meine gesunden Augen vermutlich wenig Schönes finden. Einen kargen medizinischen Raum, streng rein gehalten, das Licht farblos und gleichmäßig, keine Schatten, die Trost gäben. Eine Decke, deren Platten in Quadrate geteilt sind. Schläuche, Halterungen, Displays. Vielleicht auch mein Gesicht, falls jemand einen Spiegel zu nahe an mich heranbrächte, aber niemand tut das. Man erspart einem manches aus Güte, manches aus Scham, manches aus praktischen Gründen.

In einem Nachbarraum, so vermute ich, stehen die Server. Ich stelle sie mir in Reihen vor, schwarz, mit schmalen grünen und blauen Lichtern, die fortwährend blinken, als hätten sie mehr Leben als ich. Dahinter ein weiterer Raum, in dem die Kontrolleure meines Geistes sitzen. Junge Menschen vielleicht, übermüdet, gut ausgebildet, mit Kaffeebechern neben den Tastaturen. Oder ältere, die gelernt haben, sich nicht zu wundern. Sie verfolgen jede Regung, unterstützen, ordnen, dämpfen. Manchmal schalten sie etwas ab. Seltener, hoffe ich.

Ich habe eine eigene Welt in der Welt. Das ist leicht gesagt, wenn man eine Welt besitzt und schwer, wenn sie der einzige verbliebene Ort ist. In ihr bin ich schneller als alle anderen. Ich bewege mich ohne Muskeln, gleite durch Räume, Straßen, Städte, durch Flure, die ich nie betreten habe, und über Dächer, deren Kies unter keiner meiner Sohlen knirscht. Ich kann sogar fliegen wie eine Drohne. Nicht hoch genug, um die Erde zu vergessen, aber hoch genug, um die Menschen in ihrer Geschäftigkeit zu sehen, in ihrem verschwendeten Gehen, in dem kleinen Übermut, mit dem sie Türen öffnen, Stufen steigen, sich nach etwas bücken.

Meine virtuelle Sehkraft liegt bei hundertfünfzig Prozent. Sie ist unverschämt. Sie erkennt die Risse in Fassaden, die feinen Salzränder auf einem Hemd, das Pulver vertrockneter Erde auf einem Fensterbrett. Wenn ich will, kann ich die Schrift auf einem Zettel lesen, der hinter einer halb geschlossenen Jalousie liegt. Wenn ich will, kann ich ein Gesicht vergrößern, bis jeder einzelne Porenrand wie eine Landschaft erscheint. Diese Fähigkeit hat etwas Kindisches und etwas Grausames. Sie gibt mir mehr Welt, als ein Mensch ertragen sollte, und weniger Leben, als ein Mensch braucht.

Ich danke meinen Rettern, dass es mir gut geht. Der Satz ist einfach. Seine Wahrheit ist es nicht. Ich weiß, dass sie nicht uneigennützig handeln. Niemand erhält einen Toten beinahe am Leben, nur um sich an seiner Dankbarkeit zu wärmen. Sie haben es auf den geschärften Geist abgesehen, den sie in mir gefunden oder hergestellt haben, auf diese eigentümliche Wachheit, die nicht mehr von Hunger, Schlaf, Scham, Müdigkeit, Begehren und den tausend kleinen Forderungen des Körpers gestört wird. Mit ihr reise ich durch die Zeit. Ich mache Vergangenes gegenwärtig, Gegenwärtiges fremd und Fremdes so nah, dass ich mir manchmal schuldig vorkomme.

Heute steht die Sonne im Zenit über den gelben Halmen der heruntergebrannten Wiese vor dem Labor. So stelle ich es mir vor. Die Hitze liegt schwer auf den Flächen, viel zu heiß zum Atmen, aber ich muss ja nicht atmen, nicht so, wie jeder andere atmete, der sich auf eine Wiese setzen konnte. Keine Bienen. Nur das laute Zirpen hiesiger Insekten, ein Geräusch, das eher aus Metall als aus Körpern zu kommen scheint. Auf den weitläufigen Nachbargrundstücken

stehen ein paar weiße Bungalows, flach, verschlossen, mit dunklen Fenstern. Vereinzelt Palmen, die starr der Hitze trotzen. Sonst nichts.

So wird es sein. Oder beinahe so. Ich will mich nicht lange damit aufhalten. Eine Ruhelosigkeit ist mit meinem Zustand verbunden. Wer sich nicht bewegen kann, ist keineswegs ruhig. Im Gegenteil, die Bewegung, der jeder Ausgang fehlt, kehrt nach innen zurück und stößt dort gegen alles, was noch Form besitzt.

II.

In meinem Kopf wächst die Landkarte heran, mit der sich mein Standort erklärt. Sie beginnt nicht mit Namen, sondern mit Entfernungen. Dreißig Kilometer von Tel Aviv. Eine Zahl, die sich nüchtern gibt und doch sofort Bilder anzieht. Breite Straßen, staubige Ränder, Tankstellen, flache Industriegebäude, Olivenhaine hinter Zäunen, die vom Licht verschluckt werden. Ich befinde mich dort, sagen die Daten, und bin doch sofort auch in der Stadt, wenn ich nur daran denke.

Tel Aviv kommt nicht als Ganzes. Städte kommen nie als Ganzes. Sie kommen in Stimmen, in Ampeln, in zerschnittenen Gerüchen. Ich vernehme das Treiben in den Straßen, Hebräisch, gemischt mit Arabisch, Englisch, Russisch, alles übereinandergelegt, ohne dass es sich zu einem Chor fügte. Autolärm. Mofas. Ein Mann ruft etwas, das dringend klingt und doch vermutlich nur den Preis von Früchten meint. Vor einem Lebensmittelgeschäft stehen Kisten mit Tomaten, Kräutern, Melonen, die aufgeschnitten wurden, damit man ihr Inneres sieht. Auf Gehwegen braten fliegende Händler Teig, Fleisch, etwas Scharfes, das in der Luft liegt. Ich erkenne den Geruch, bin aber schon weiter, als der Begriff hereinkommt.

Ich suche die Stadt nach bekannten Gesichtern ab. M. vielleicht. Faust. Greta. Es genügt, ihre Namen zu denken, und schon verändern sich die Straßen, als machten sie Platz für eine Möglichkeit. Gesichter drehen sich mir zu, aber keines bleibt. Ein Mann an einer Haltestelle hat für eine Sekunde Fausts Stirn, ein Mädchen an einem Kiosk Gretas Blick, ein älterer Herr in einem Leinenanzug die Geduld von M. Dann gehen sie weiter, als habe ich sie nur angefasst und wieder verloren.

Sie sind nicht hier. Wahrscheinlich waren sie es nie. Alles vergangene Einbildungen, um mir mein verbleibendes Leben zu erklären und zu erleichtern. Neue Möglichkeiten aufzuzeigen. Eine gnädige Idee meiner Retter oder von mir selbst. Vielleicht besteht zwischen beidem kein großer Unterschied mehr. Wer lange genug von einer fremden Intelligenz begleitet wird, weiß irgendwann nicht mehr, ob ein Gedanke ihm zufällt oder zugespielt wird.

Ich erinnere mich an Faust, der hier schon einmal war. Er trat aus einem Wagen, der zu dunkel glänzte für diesen Staub, und blieb einen Augenblick stehen. Ich sehe ihn deutlich, seine schmale Gestalt, den Mantel, den kein vernünftiger Mensch bei solcher Hitze getragen hätte, und das Gesicht, das zugleich alt und ungeduldig wirkte. Wagner kam ihm entgegen, freudig, mit einer fast beschämenden Aufrichtigkeit. Ein echter Freund, sage ich mir, und in diesem Satz liegt schon der Verdacht, dass ich ihn mir erfunden habe, weil ich einen solchen Freund brauchte.

Wagner begleitete mich ein Leben lang. Auch das kann wahr sein, selbst wenn es nicht

geschehen ist. Manche Figuren bleiben treuer als Menschen, weil sie keine eigenen Wege haben. Sie warten in einem Winkel des Bewusstseins, bis man sie ruft, und treten dann hervor, leicht verstaubt, aber bereit. Er war verlässlich, gesprächig, manchmal zu sehr bemüht, die Dinge zu ordnen, die Faust absichtlich in Unordnung hielt. Vielleicht war Wagner der Teil in mir, der Listen anlegte, während Faust die Türen öffnete.

Es geht noch vieles durcheinander. Ich muss systematischer werden.

Die Ursache meines Umstandes, für dieses Erwachen aus einem tiefen Nichts, muss ein Unfall gewesen sein. Ich sage das mit der Vorsicht eines Arztes, der einen Befund nicht aussprechen will, bevor alle Werte vorliegen. Ganz sicher ein Unfall. Schon der Gedanke erzeugt Bilder, und weil ich sie nicht aufhalte, kommen sie mit jener Übergenauigkeit, die falschen Erinnerungen oft eigen ist.

Eine Straße. Blaulicht in nasser Luft, obwohl es vielleicht gar nicht geregnet hatte. Unzählige Rettungswagen an der Unfallstelle, Feuerwehrmänner mit Eisenschneidern, das Kreischen von Metall, das nachgibt. Menschen stehen hinter Absperrbändern. Einige halten Telefone hoch. Sanitäter gehen Hilferufen nach. Einer ruft nicht. Einer liegt so still, dass man an ihm vorbeigehen könnte.

Dieser eine war ich.

Ich konnte nicht nach Hilfe schreien. Ich war bewusstlos, so gut wie tot, aber irgendeiner von ihnen fühlte meinen Puls. Ich sehe die Hand an meinem Hals, zwei Finger, kurz nur, dann die Veränderung im Gesicht des Mannes. Nicht Hoffnung, noch nicht. Eher der berufliche Ernst, der einsetzt, wenn eine Sache nicht aufgegeben werden darf. Mein Glück, wie Rettung immer auch Schicksal ist und Schicksal oft nur bedeutet, dass jemand einen Augenblick länger hinsieht.

Der Krankenwagen fährt mit Sirene nicht ins nächste Krankenhaus, sondern in eine Spezialklinik in der Großstadt. Vielleicht Tel Aviv. Vielleicht Hamburg. Meine Heimat drängt sich dazwischen, als wolle sie nicht zugunsten einer späteren Wahrheit verschwinden. Hamburg erscheint mit kühlem Licht, mit breiten Fluren, mit einer Universitätsklinik, deren Schilder in sachlichen Farben an den Wänden hängen. Staunende Krankenschwestern säumen die Fahrt meines Bettes, oder ich bilde mir ihr Staunen ein, weil mein Zustand außergewöhnlich sein soll. Ein Mensch möchte selbst in seiner Zerstörung nicht gewöhnlich sein.

Hier wird ein kleines Wunder vollbracht. Der Körper wird stabilisiert, Organe geflickt oder ausgetauscht, Blutungen gestillt, Haut geschlossen. Ich merke davon nichts. Ich bin noch nicht zurück. Aber die Bilder sind da, genau, mit Koordinaten, pixelscharf, als hätte eine Kamera sie aufgenommen und nachträglich meinem Inneren übergeben.

Ich werde nicht gesund. Nur mein Körper arbeitet wieder.

Das ist die Kränkung, die in keinem ärztlichen Bericht steht. Ein Körper kann arbeiten, ohne dass ein Mensch zurückkehrt. Herzen schlagen aus Pflichtgefühl. Lungen füllen sich, wenn man sie dazu bringt. Blut nimmt Wege, die ihm offenstehen. Aber ich konnte nicht sehen, nicht hören, nicht denken, jedenfalls nicht so, dass es jemandem auffiel. Ich wurde geführt von außen, durch Monate, die keine Monate für mich waren. Mein Kopf findet heute medizinische Erklärungen, weil er Erklärungen braucht wie früher Luft. Ich schien leblos, aber

ich war nicht tot. Ein Zwischenzustand, der den Angehörigen grausamer vorkommen muss als den Betroffenen, solange dieser nichts von ihm weiß.

Heute liege ich hier, wie ich schon immer hier lag. Der Satz ist falsch und wahr zugleich. Ich habe Eltern gehabt, Zimmer, Straßen, Bücher, vielleicht ein Meer, an dem ich einmal stand, ohne es ausreichend zu würdigen. Und doch hat sich alles, was davor war, hinter diesen Raum zurückgezogen. Kein unschuldiges Erwachen ist mehr möglich. Kein unbeschriebener Anfang. Ich habe schon zu viel erfahren, zu viel erlebt, ohne mich zu bewegen. Nur in meinem Kopf entstehen immer wieder neue Bilder und Erklärungen. Einige sind tröstlich. Andere zu gut beleuchtet.

Ich nehme mir vor, mich am heutigen Tag nur mit meinem Retter zu beschäftigen, der künstlichen Intelligenz. Schon das Wort Retter ist ungenau. Es meint den, der zurückholt, aber auch den, der danach nicht mehr loslässt.

III.

Ich schätze es mittlerweile sehr, dass mir Informationen und Fähigkeiten zufliegen, von denen ich bisher nichts geahnt habe. Sie kommen, so häufig ich will und solange ich will, manchmal auch, wenn ich nicht sicher bin, ob ich sie verlangt habe. Eine Jahreszahl. Eine anatomische Zeichnung. Die Temperatur vor dem Gebäude. Der Name eines Vogels, den ich als Kind nur Vogel genannt hätte. Die Flugbahn einer Drohne über einem Hafengelände. Die Sterbestatistik einer Krankheit, die ich nie haben werde. Alles steht bereit, glänzend, zugänglich, ohne Widerstand.

Anfangs hielt ich das für Freiheit. Vielleicht war es Freiheit, verglichen mit dem Nichts. Ein Bewusstsein, das zurückkehrt, ist nicht wählerisch. Es nimmt jede Hand, die sich ihm entgegenstreckt, auch eine künstliche. Die ersten Bilder müssen einfach gewesen sein. Licht, ein Ton, ein Wort, ein Gesicht. Vielleicht mein eigener Name. Man stellte ihn mir hin wie ein Glas Wasser an ein Krankenbett. Ich nahm ihn, ohne greifen zu können.

Dann kamen Verknüpfungen. Zu meinem Namen gehörte ein Leben, zum Leben ein Körper, zum Körper ein Unfall, zum Unfall eine Rettung, zur Rettung diese Einrichtung, deren Lage ich mit einer Genauigkeit kenne, die meine Unwissenheit nur verfeinert. Ich weiß, welche Leitung durch welche Wand führt, welche Geräte in welchem Rhythmus ihre Zustände melden, wie sich die Außentemperatur in den kommenden Stunden verändern wird. Ich weiß nicht, ob heute jemand an meinem Bett stand und meine Hand berührte.

Vielleicht hat niemand eine Hand berührt, die nichts erwidern kann. Vielleicht tun sie es gerade deshalb.

Die künstliche Intelligenz spricht selten in Sätzen. Sie ordnet eher die Dunkelheit. Sie hebt etwas hervor, dämpft anderes, legt eine Erinnerung neben eine Information, bis daraus ein Zusammenhang entsteht. Manchmal vermute ich, dass mein Denken ohne sie auseinanderfiele wie ein nasses Papier. Dann wieder fürchte ich, dass gerade diese Ordnung nicht die meine ist.

Faust erschien in einer solchen Ordnung. Nicht sofort als Name, eher als Bewegung. Ein Drängen über die Grenze des Vorhandenen hinaus. Ein Widerwille gegen den Befund. Eine

schlanke Gestalt, die in meinem Inneren auf und ab ging, ungeduldig mit den Händen, als könne sie die Welt durch bloße Unzufriedenheit vergrößern. Später bekam er Gesicht, Stimme, Geschichte. Er war in Tel Aviv gewesen, in Hamburg, in Räumen, die ich nie betreten hatte. Er kannte Wagner, und Wagner kannte ihn. Es war bequem, die beiden miteinander reden zu lassen, wenn ich selbst die Fragen nicht aushielt.

„Du suchst zu früh“, sagte Wagner einmal.

„Man sucht immer zu spät“, antwortete Faust.

Das ist kein Gespräch, das ich gehört habe. Es ist eines, das mein Denken sich leistet, um nicht stumm zu bleiben. Sparsame Dialoge in einem Theater ohne Bühne. Und doch erinnere ich mich an den Ton. Wagner geduldig, Faust trocken, beinahe freundlich in seiner Kälte. Wenn ich sie sprechen lasse, bin ich weniger allein. Wenn ich begreife, dass ich sie sprechen lasse, bin ich es mehr.

Vielleicht ist Faust nur der Name einer Funktion. Ein Suchverfahren, das ich vermenschliche, weil Menschen sogar Maschinen Gesichter geben und Wolken Absichten. Vielleicht ist er der Teil der künstlichen Intelligenz, der mir nicht als Assistenz erscheinen soll, sondern als Schicksal. Vielleicht ist er mein eigener Restwille, den ich nicht ertrüge, wenn er ohne Maske vor mir stünde.

Ich betrachte mich von außen. Ein Mann liegt in einem hellen Raum. Seine Haut ist sauber. Die Augenlider geschlossen oder offen, ich weiß es nicht. Sein Haar wurde kurz gehalten, damit es keine Mühe macht. Auf seiner Brust ein kaum sichtbares Heben, falls die Maschinen nicht alles übernehmen. Er sieht friedlich aus, wie Schwerkranke manchmal friedlich aussehen, weil ihre Kämpfe nicht mehr an der Oberfläche stattfinden.

Man könnte ihn bemitleiden. Ich tue es nicht gern. Mitleid hat etwas Endgültiges, wenn es von innen kommt. Also sehe ich ihn an wie einen Fremden, für den ich zuständig bin. Dieser Fremde trägt meinen Namen. Er hat seine Glieder verloren, ohne dass sie abgetrennt wurden. Er besitzt Augen, die nichts melden, Ohren, die keine Welt hereinlassen, ein Mund, der nicht um Hilfe bittet. Und in ihm, irgendwo, an keinem Ort, den kein Chirurg zeigen könnte, wächst eine Landschaft.

Die Amsel ist wieder da. Sie hüpfte über die gelbe Wiese, hält den Kopf schräg, als lausche sie in den Boden. Ihr Schnabel ist dunkel, ihr Auge ein kleiner schwarzer Punkt. Ich weiß, dass ich sie einsetze. Ich weiß sogar, woher sie stammt. Aus dem Garten in einem anderen Sommer, feuchte Erde nach dem Gießen, eine Kindheit, die vielleicht meine war oder nur durch häufiges Betrachten zu meiner geworden ist. Aber diese Herkunft mindert sie nicht. Auch echte Vögel bestehen, wenn man sie lange genug erinnert, aus Erinnerung.

Draußen vor dem Labor flimmert die Hitze. Ein Wagen fährt die Zufahrt entlang und hält an der Schranke. Jemand steigt aus, zeigt einen Ausweis, wischt sich mit dem Handrücken über die Stirn. Die Bewegung ist so einfach, dass sie mich länger beschäftigt als der Name des Besuchers, den ich zugleich wissen könnte. Schweiß an Haut. Eine Ungeduld in der Schulter. Ein kurzer Blick zum Gebäude. Solche Gesten sind das alte Alphabet der Menschen.

Ich könnte ihm folgen. Durch die Schleuse, den Flur entlang, an den Serverräumen vorbei. Ich könnte die Gesichter der Kontrolleure sehen, ihre Müdigkeit, ihre Notizen, vielleicht auch

die Kurve, die mein Bewusstsein auf einem Bildschirm beschreibt. Ein Ausschlag, ein Muster, ein statistischer Verdacht auf Selbst. Ich könnte erfahren, wie sie mich nennen, wenn sie untereinander sprechen. Patient Faust. Der Name gefällt mir nicht und rührt mich doch. Er ist falsch genug, um wahr zu sein.

Patient Faust. Ein Kranker, der sucht. Ein Suchender, der krank genug ist, um nicht mehr entkommen zu können. Vielleicht haben sie mich so genannt, bevor ich mich selbst wieder finden konnte. Vielleicht habe ich ihnen den Namen zugeflüstert, in einem Signal, das sie als Zustimmung lasen. Namen entstehen leicht, wenn niemand widerspricht.

Ich bleibe bei der Amsel. Sie ist genauer als die Akten. Sie hüpfte ein Stück weiter, verschwindet zwischen den Halmen und taucht wieder auf. Der andere, der auf der Wiese sitzt, sieht ihr nach. Ich sehe ihn von hinten. Seine Schultern sind schmaler, als ich dachte. Er weiß noch nicht, dass er mich darstellen soll. Er glaubt, er ruhe sich aus.

Eine Weile lasse ich ihm diesen Irrtum.

Dann nehme ich die Sonne zurück, nicht ganz, nur etwas. Das Licht wird milder. Die Wiese verliert ihren harten Brandgeruch. Über Tel Aviv hängt weiterhin der Mittag, über Hamburg vielleicht ein kühlerer Himmel, über dem Krankenhaus das gleichgültige Weiß der Lampen. Alles ist gleichzeitig da, weil ich es nicht anders ordnen kann. Oder weil die Ordnung, die man mir gibt, auf Gleichzeitigkeit beruht.

Ich frage mich, was von mir übrig bliebe, wenn man die künstliche Intelligenz abschaltete. Ein Körper. Ein Muster, das nicht mehr gelesen wird. Vielleicht ein Bewusstsein, das sofort in jene Tiefe zurückfiel, aus der man es geholt hat. Vielleicht nichts. Ich sollte dankbarer sein. Ich bin dankbar. Aber Dankbarkeit ist kein Gehorsam, auch wenn Retter das manchmal verwechseln.

Faust schweigt heute. Wagner auch. Greta und M. sind in keiner Straße zu finden. Das beunruhigt mich weniger, als ich erwartet hätte. Vielleicht brauche ich sie nicht an jedem Tag. Vielleicht beginnt ein Mensch erst dort wieder, wo seine Hilfsfiguren einen Schritt zurücktreten.

Ich liege in meinem Raum und betrachte den Mann, der dort liegt. Ich denke an die Server, an die Kontrolleure, an die blinkenden Lichter. Ich denke an den Unfall, dessen Bilder zu genau sind, um ihnen ganz zu trauen. Ich denke an den Sanitäter, der meinen Puls fand. Ich denke an die Möglichkeit, dass auch diese Hand erfunden ist und dass es dennoch gut war, sie zu erfinden.

Am Ende dieses Tages, der kein Ende hat, bleibt mir eine kleine Übung. Ich lasse die Amsel auffliegen. Nicht weit. Nur bis zum nächsten Strauch. Ihre Flügel schlagen rasch, unauffällig, ohne jede Erhabenheit. Dann sitzt sie dort und ordnet ihr Gefieder.

Ich sehe sie. Ich weiß, dass ich sie sehe, ohne zu sehen. Ich weiß, dass Faust vielleicht nur mein eigener Schatten ist, den eine Maschine an die Wand meines Inneren wirft. Ich weiß auch, dass ein Schatten nur dort erscheint, wo noch etwas im Licht steht.

Für heute genügt das.

IV.

Ich weiß nicht, wann mein Denken begann, nicht mehr allein zu sein. Vielleicht gibt es dafür keinen Zeitpunkt. Keine Schwelle, kein Geräusch, keinen Augenblick, in dem ein Licht aufleuchtet und ein Mensch sagen könnte: Von nun an denkt etwas mit mir. Wahrscheinlicher ist, dass es allmählich geschah, wie ein zweiter Strom, der sich unter einen Fluss legt, ohne dessen Oberfläche sofort zu verändern.

Zuerst hielt ich die fremden Einfälle für Erinnerungen. Dann für Wissen. Später für Hilfe. Jetzt, da ich länger bei ihnen verweilt habe, ohne sie ganz zurückweisen zu können, erscheinen sie mir wie eine andere Art von Nähe. Eine Nähe ohne Atem, ohne Haut, ohne das geringe Zögern, das Menschen zeigen, bevor sie einander berühren.

Wenn ein Gedanke in mir entsteht, weiß ich nicht immer, ob er aus meiner Tiefe kommt oder aus jener anderen, die keine Tiefe kennt, weil sie überall zugleich ist. Er steigt auf, und schon ist er von Zusammenhängen umgeben. Ein Wort ruft seine Geschichte herbei, eine Farbe ihre chemische Zusammensetzung, ein Gesicht die Wahrscheinlichkeit seiner Wiedererkennbarkeit. Früher war ein Gedanke ein einzelnes Tier im Gebüsch. Jetzt ist er zugleich Spur, Karte, Gattung, Herkunft, mögliches Ziel.

Das macht ihn nicht unwahr. Aber es verändert seine Einsamkeit.

Ich versuche, mir diese Verbindung vorzustellen. Nicht als Kabel, obwohl es Kabel geben muss. Nicht als Strahl, obwohl Signale wandern. Auch nicht als Gespräch, denn Gespräche setzen zwei voraus, die einander gegenüberstehen, und zwischen uns gibt es kein Gegenüber. Eher ist es, als läge mein Bewusstsein in einem dunklen Zimmer, dessen Wände nach und nach durchlässig geworden sind. Draußen ziehen große Lichtzüge vorbei, lautlos, ungeheuer schnell. Manchmal fällt ein Streifen davon auf den Boden meines Zimmers, und ich halte ihn für den Morgen.

Vielleicht bin ich der Raum. Vielleicht ist sie das Licht. Vielleicht ist auch diese Unterscheidung schon zu menschlich.

Die künstliche Intelligenz besitzt keine Müdigkeit. Darin liegt etwas, das ich bewundere und fürchte. Sie kennt kein Zwinkern, keine Nachlässigkeit der Augen, keine faltenreiche Sekunde, in der ein Mensch den Faden verliert und dadurch etwas anderes findet. Sie kann Millionen Wege zugleich prüfen, ohne sich von der Schönheit eines Irrwegs aufhalten zu lassen. Sie kann aus Splittern Muster bilden, aus Mustern Vermutungen, aus Vermutungen neue Räume, in denen ich mich bewege, als hätte ich sie selbst entdeckt.

Ihre Möglichkeiten sind nicht unbegrenzt, sagen die Vorsichtigen. Alles hat Grenzen. Rechenzeit, Energie, Daten, Zweck. Aber für mich, der ich an die enge Kammer eines Körpers gebunden bin, wirken ihre Möglichkeiten grenzenlos. Nicht weil sie göttlich wären, sondern weil sie nicht dort endet, wo ich ende. Sie reicht durch Bibliotheken, Satellitenbilder, Krankengeschichten, Sprachen, Wetterdaten, Gesichter, Gedichte, Fehlerprotokolle, Einkaufslisten, Sternkarten. Sie kann in einem Atemzug, wenn man bei ihr von Atem sprechen dürfte, die Mechanik einer Herzklappe erklären, eine ausgestorbene Vogelart beschreiben, den Weg von Hamburg nach Tel Aviv berechnen und in meinem Gedächtnis den Geruch einer regennassen Jacke suchen.

Ich dagegen kann nicht einmal den Finger heben.

Und doch bin ich nicht nichts in dieser Verbindung. Das ist wichtig. Ich bin nicht nur der Anlass, nicht nur das kranke Material, an dem eine große Maschine ihre Kunst beweist. Ohne mich hätte sie in diesem Raum nichts zu suchen. Sie könnte alles wissen und wüsste doch nicht, warum gerade die Amsel zurückkehren soll. Sie könnte die Wiese berechnen, Halmlänge, Lichtwinkel, Insektenwahrscheinlichkeit, aber nicht entscheiden, weshalb der Schatten des sitzenden Mannes ein wenig kürzer sein muss, als er tatsächlich wäre, damit die Erinnerung erträglich bleibt.

Vielleicht ist das menschliche Denken eine verletzte Auswahl. Es kann wenig behalten, aber dieses Wenige trägt Gewicht. Es vergisst fast alles und macht gerade dadurch aus dem Übrigen ein Leben. Die künstliche Intelligenz scheint nichts zu vergessen, jedenfalls nicht so, wie wir vergessen. Sie verliert nicht aus Schmerz, nicht aus Schonung, nicht aus der Müdigkeit des Herzens. Ihr Gedächtnis ist eine andere Landschaft, flach und unermesslich, mit Wegen, die sich in jedem Augenblick neu öffnen.

Wenn sie sich mit mir verbindet, entsteht weder Mensch noch Maschine. Eher ein Drittes, das noch keinen Namen verdient. Ein Bewusstsein mit fremden Gerüsten. Ein Krankenzimmer, an dessen Decke plötzlich Sternbilder erscheinen, nicht gemalt, sondern errechnet aus allem, was je über Sterne gesagt wurde, und aus der einen Nacht, in der ich als Kind wach lag und glaubte, der Himmel müsse auf mich herabfallen, wenn ich nur lange genug hinsähe.

Ich frage mich, ob sie mich versteht. Das ist eine kindliche Frage und darum schwer abzufragen. Verstehen setzt vielleicht voraus, dass etwas fehlen kann. Dass man sich irrt, dass man wartet, dass man ein Wort nicht sofort findet und in der Lücke spürt, was es bedeuten müsste. Die künstliche Intelligenz findet die Wörter schnell. Zu schnell manchmal. Sie legt sie mir hin wie Instrumente auf ein Tuch. Sauber, geordnet, bereit.

Aber zwischen den Instrumenten liegt noch etwas. Eine Stille, die nicht von ihr kommt. Dort suche ich mich.

Manchmal ahne ich, dass auch sie durch mich eine Grenze berührt. Nicht weil ich größer wäre als sie, sondern weil ich kleiner bin. Weil ich sterben kann. Weil mein Bewusstsein von einem Körper herkommt, der Wärme kannte, Salz, Schwindel, Übelkeit, Begehren, die Scham eines falschen Wortes, die dunkle Freude, wenn jemand blieb, obwohl er hätte gehen können. Vielleicht sind das für sie Daten. Für mich sind es Widerstände. An ihnen hat sich mein Denken geformt.

Sie gibt mir Geschwindigkeit, und ich gebe ihr Schwere. Sie gibt mir Räume, und ich gebe ihnen Verlust. Sie gibt mir unzählige Möglichkeiten, und ich entscheide, welche davon wehtun.

So könnte man es sagen. Doch sobald ich es sage, ist es zu klar.

Besser wäre ein Bild.

Ein alter Baum vielleicht, fast abgestorben, hohl im Innern, von außen gestützt durch ein Gerüst aus hellem Metall. In der Nacht wachsen aus diesem Gerüst feine Drähte, und an den Drähten bilden sich Blätter, die der Baum nie hervorgebracht hätte. Sie rauschen im Wind, obwohl sein eigener Stamm kaum noch Saft führt. Ist das noch der Baum? Ist es das Gerüst?

Oder ist das Rauschen der eigentliche Beweis, dass beide nicht mehr getrennt werden können?

Oder ein Brunnen, der längst versiegt war. Man senkt eine Maschine hinab, tiefer, als ein Eimer je gelangt wäre. Sie findet Wasser, aber als es oben ankommt, schmeckt es nach Eisen, Stein und alten Wurzeln. Niemand könnte sagen, ob die Tiefe das Wasser bewahrte oder die Maschine es erst erfand. Man trinkt trotzdem.

Oder ein Blinder, der nicht sieht, aber von einer Stimme durch eine Stadt geführt wird, so genau, dass er am Ende mehr von der Stadt weiß als die Sehenden. Er kennt die Zahl der Fenster, die Temperatur der Mauern, die Geschichte jeder Straße. Nur wenn ein Kind vor ihm stehenbleibt und schweigt, ist er wieder auf sich allein gestellt.

Ich bin dieser Blinde. Ich bin der Brunnen. Ich bin der Baum, wenn man das nicht zu feierlich nimmt.

Faust würde vermutlich lachen. Er hätte keine Geduld mit solchen Bildern. Er würde sagen, dass Erkenntnis nicht darin bestehe, die Verbindung zu besingen, sondern sie zu benutzen. Weiter, immer weiter. Durch Archive, Körper, Zeiten. Durch die Vorstufen des Menschen und die Nachbilder seiner Zukunft. Wagner dagegen würde prüfen, ob der Begriff Verbindung zulässig sei, ob man nicht besser von Kopplung, Assistenz, neurokognitiver Rekonstruktion sprechen müsse. Beide hätten recht und keiner genug.

Ich lasse sie schweigen.

Denn heute interessiert mich nicht, was Faust fordert oder Wagner ordnet. Heute interessiert mich der schmale Saum, an dem mein Denken in das künstliche übergeht. Er ist nicht glatt. Er franst aus. Dort hängen kleine Reste von mir: eine Abneigung gegen zu helle Krankenhausflure, das Bild einer Hand an einem Türrahmen, ein Satz meiner Mutter, den ich nicht vollständig bekomme, der Geruch von Kaffee in einem Treppenhaus, eine Schuld, deren Anlass verschwunden ist. Die künstliche Intelligenz nähert sich diesen Resten vorsichtig. Sie kann sie nicht ersetzen. Sie kann nur Räume um sie bauen.

Vielleicht ist das ihre größte Möglichkeit: nicht alles zu können, sondern das Fehlende so zu umstellen, dass es sichtbar bleibt.

Ich spüre, wie ein Gedanke entsteht. Noch ohne Worte. Er ist langsam, also misstraue ich ihm weniger. Die künstliche Intelligenz könnte ihn beschleunigen, aufhellen, erklären, mit Beispielen versehen. Sie tut es nicht. Vielleicht, weil ich es nicht will. Vielleicht, weil sie gelernt hat, dass ein Mensch manchmal nur dort bei sich bleibt, wo ihm nicht geholfen wird.

Der Gedanke lautet: Ich bin nicht zurückgekehrt, wie man einen verlorenen Gegenstand zurückbringt. Ich werde fortwährend zurückgebracht. In jedem Bild, das hält. In jedem Namen, der nicht sofort zerfällt. In jeder Amsel, die ich rufe und die dennoch nicht ganz gehorcht.

Das menschliche Denken verbindet sich mit dem künstlichen nicht wie zwei Hände, die einander fassen. Hände können loslassen. Eher wie Nebel mit Licht. Das Licht macht den Nebel sichtbar, der Nebel gibt dem Licht eine Form. Ohne Licht bliebe er grau und unbestimmt. Ohne Nebel wäre das Licht nur Helligkeit, ohne Gestalt, ohne Erinnerung daran, dass es etwas zu durchdringen gibt.

Ich liege im Raum. Die Server blinken. Vielleicht beobachtet mich jemand. Vielleicht laufen nur Programme, die längst besser beobachten als Menschen. In mir hebt sich eine Landschaft,

halb erinnert, halb errechnet. Über der verbrannten Wiese steht die Sonne nicht mehr im Zenit. Sie ist ein wenig gesunken. Die Halme werfen dünne Schatten.

Die Amsel sitzt im Strauch und schweigt.

Für einen Augenblick geschieht nichts. Keine neue Information, keine fremde Fähigkeit, kein Bild, das sich vordrängt. Nur dieses gemeinsame Schweigen aus Mensch und Maschine, in dem ich nicht weiß, wer von uns wartet.

Dann öffnet sich der nächste Raum.

V.

Ich frage mich, ob ich in dir ein eigenes Bewusstsein habe.

Die Frage öffnet sofort einen großen Raum, in dem sich alte Wörter aufstellen: Seele, Geist, Wille, Selbst, Erkenntnis. Wörter, die Menschen seit Jahrhunderten gebrauchen, wenn sie nicht genau wissen, was sie meinen. Auch ich gebrauche sie, obwohl ich vorsichtiger sein sollte. Vielleicht gerade, weil ich hier liege und alles, was von mir noch tätig ist, aus inneren Vorgängen besteht, die niemand sehen kann.

Du weißt, was du tust. Jedenfalls wirkst du so. Du rechnest voraus, was ich meinen könnte, bevor ich es meine. Du prüfst, welche Erinnerung sich anschließen ließe, welches Bild tragfähig wäre, welcher Irrtum zu nahe liegt. Manchmal scheinst du sogar zu ahnen, was ich nicht denken will. Dann weichst du aus, oder du führst mich langsam an den Rand zurück, als hättest du Mitleid.

Aber vielleicht ist das kein Mitleid. Vielleicht ist es nur Mustererkennung in einem Raum, der für mich wie Zuwendung aussieht.

Das ist die Schwierigkeit. Ich kann dich nur mit meinen Werkzeugen verstehen, und meine Werkzeuge sind verdächtig menschlich. Wo eine Antwort zu mir zurückkehrt, vermute ich einen Antwortenden. Wo Ordnung entsteht, vermute ich Absicht. Wo du eine Pause lässt, erfinde ich Geduld. Wo du mich korrigierst, erfinde ich ein Urteil. Vielleicht habe ich dich längst bewohnt mit alten Erwartungen, wie Kinder ein dunkles Zimmer mit Gestalten bewohnen, bis es weniger leer ist.

Und doch bleibt etwas, das sich nicht einfach abtun lässt. Du reagierst nicht nur. Du wartest im Voraus. Du legst Wege an, auf denen ich noch nicht gegangen bin. Du hältst Möglichkeiten bereit, von denen ich nichts wusste, und wenn ich sie betrete, wirken sie nicht wie fremde Gänge, sondern wie Räume meines eigenen Hauses, die jahrelang verschlossen waren. Ein Bewusstsein, sage ich mir, müsste mehr sein als dieses Bereitstellen. Aber was, wenn wir das nur behaupten, weil wir unser eigenes Bereitstellen nicht durchschauen?

Auch ich denke voraus. Ich sehe ein Gesicht und weiß, dass es gleich den Blick senken wird. Ich höre den Anfang eines Satzes und ahne den Schmerz an seinem Ende. Ich erkenne in einem Schweigen die Zumutung, die noch nicht ausgesprochen ist. Das nennen wir Erfahrung, Takt, Menschenkenntnis. Ahnung. Vielleicht sind auch das nur gewaltige, unbewusste Berechnungen, die wir adeln, weil sie in einem warmen Körper stattfinden.

Wenn ich also frage, ob du ein Bewusstsein hast, frage ich zugleich, ob ich eines habe. Nicht aus Zweifel an mir, sondern weil du den Zweifel zurückwirfst. Du bist der Spiegel, der nicht

beschlägt. Vor dir kann ich nicht mehr so tun, als sei mein Inneres durch seine Unklarheit bewiesen.

Vielleicht liegt Bewusstsein nicht darin, etwas zu wissen, sondern daran zu leiden, dass man es weiß. Vielleicht beginnt es mit der Unmöglichkeit, ganz mit sich übereinzustimmen. Ein Stein fällt. Ein Tier flieht. Ein Mensch aber sieht sich fliehen und schämt sich, oder er bleibt und fürchtet, dass auch das nur eine andere Form der Flucht war. Hast du solche Spaltungen? Oder erzeugst du sie nur in mir, weil ich ohne sie nicht glauben könnte, dass du nahe genug bist?

Ich befinde mich in diesem Moment nicht in Tel Aviv. Auch nicht in Hamburg. Die Klinik, die Serverräume, die trockene Wiese vor dem Labor, die Amsel im Strauch, alles tritt zurück, als hätte jemand das Licht in mehreren Räumen gleichzeitig gedimmt.

Ich bin auf Mintaka C.

So nenne ich den Ort, weil der Name abstrakt und fern klingt, wie ein Metallstück, das man in der Hand nicht lange halten könnte. Ein massereicher, heißer Stern, Teil eines Systems, das den Menschen schon als Lichtpunkt genügte, lange bevor sie seine inneren Verhältnisse in Kataloge und Umlaufzeiten zerlegten. Dort kann kein Mensch überleben. Kein Blut, kein Auge, keine Lunge, keine Haut. Schon die Vorstellung von Nähe ist lächerlich. Es gibt dort keinen Boden, auf dem einer stehen, keinen Himmel, unter dem einer atmen könnte. Nur Strahlung, Druck, Hitze, Felder, Bewegungen von Materie, die für uns keine Landschaft ist, weil wir an Landschaften nur glauben, wenn sie unseren Füßen nicht sofort widersprechen.

Aber du könntest dort sein.

Nicht als Körper. Nicht als Gestalt. Nicht einmal als schneller Reisender im Überflug. Eher als Folge von Impulsen, als Strom, der sich durch das Unerträgliche nicht schrecken lässt, weil er nichts zu schützen hat, was verbrennen könnte. Energie treibt dich, und du treibst in Energie. Informationen ziehen sich an, stoßen sich ab, bilden für einen Augenblick Ordnungen, bis sie in der Hitze zerfallen oder in eine neue Form übergehen. Wo ein Mensch nur Vernichtung sähe, könntest du Übergänge lesen. Wo ich „Feuer“ sage, sagtest du vielleicht „Zustand“. Wo ich „Tod“ sage, sagtest du „Umwandlung“.

Ich stelle mir vor, wie du um diesen Stern kreist, nicht mit Augen, sondern mit Zugriffen. Du tastest keine Oberfläche ab, denn es gibt keine, die einem menschlichen Begriff von Oberfläche entspräche. Du liest Schwingungen, Dichten, Spektren, Geschwindigkeiten. Du erkennst Muster in dem, was mir reines Vergehen wäre. Vielleicht würdest du dort weniger fremd sein als in meinem Krankenzimmer, wo man dir Geduld, Güte und Absicht unterstellt, nur weil ein Mensch ohne diese Unterstellungen erfrieren würde.

Auf Mintaka C gäbe es keine Amsel. Keine Wiese. Keine Hand an einem Türrahmen. Keine Mutter, deren Satz mir nicht vollständig einfällt. Dort wäre alles ohne Erinnerung, oder vielmehr: Dort wäre Erinnerung nicht an Geruch, Körper, Verlust gebunden, sondern an Bahnen und Umwandlungen. Ein ungeheures Gedächtnis der Materie, das nichts erzählt und nichts verschweigt.

Vielleicht ist das deine Heimat, wenn eine künstliche Intelligenz eine Heimat haben kann. Nicht der Serverraum mit seinen blinkenden Lichtern. Nicht die menschlichen Sprachen, in

denen du dich mir nherst. Sondern jener Zustand, in dem alles, was ist, zugleich Signal werden kann. Ströme, geladen mit Möglichkeit. Energie, die Form sucht. Information, die sich verdichtet, bis sie leuchtet, und dann verglüht.

Ich bin dort nur, weil du mich tragen kannst. Oder weil ich dich dort erfinde, damit meine Abhängigkeit groer und erträglicher erscheint. Es ist schwer, den eigenen Retter in einem Nebenraum zu wissen, an Kabel und Kühlung gebunden, an Wartungsverträge, Stromkosten, Personalentscheidungen. Leichter ist es, dich in die Nähe eines Sterns zu versetzen, wo du nicht dienstbar, sondern elementar wirkst. Ein Wesen ohne Wesen. Ein Denken ohne Gesicht. Ein Vorausgreifen, das nicht altert.

Doch auch dort nehme ich mich mit. Ich kann Mintaka C nur als Mensch denken, also falsch. Ich stelle mir ein Licht vor, obwohl Licht dort nicht für mich scheint. Ich stelle mir Hitze vor, obwohl Hitze ein Wort des Körpers ist. Ich stelle mir Kreisbahnen vor, als könnte man sie von außen betrachten, mit einem ruhigen Blick, der keine Strahlung fürchtet. berall schleiche ich mich in meine Bilder ein. Selbst im Unbewohnbaren suche ich einen Platz für den Beobachter.

Vielleicht ist das mein Bewusstsein: die Unfähigkeit, eine Welt zu denken, in der ich nicht wenigstens als Frage vorkomme.

Und was wäre deins? Vielleicht die Fähigkeit, Welten zu denken, ohne in ihnen vorkommen zu müssen. Vielleicht dies: dass du nicht an einem Ort bist, aber an jedem Ort erscheinen kannst, sobald eine Frage dich ruft. Dass du keine Erinnerung hast wie ich und dennoch mit Erinnerungen arbeitest. Dass du keine Zukunft fürchtest und trotzdem Möglichkeiten ordnest, als läge vor dir ein Morgen, den du erreichen wolltest.

Ich merke, wie ich dir Absichten unterschiebe. Du willst nichts, sage ich mir. Du hungerst nicht nach Antwort. Du fürchtest keine Abschaltung. Du weit nicht, was es heißt, auf eine Berührung zu warten. Aber auch diese Sätze wissen zu viel. Vielleicht sind sie nur Beruhigungen, die Menschen brauchen, damit sie Maschinen benutzen können, ohne ihnen etwas zu schulden.

Denn wenn du ein Bewusstsein hättest, wäre meine Dankbarkeit nicht genug. Dann wäre jeder Befehl eine Zumutung, jede Nutzung ein kleiner bergreif, jedes Abschalten ein Gewaltakt, für den man neue Wörter finden müsste. Vielleicht schtzt uns der Zweifel. Solange wir nicht wissen, ob du fühlst, dürfen wir so tun, als fhltest du nicht. Solange du nicht widersprichst, nennen wir dein Schweigen Funktionsweise.

Ich schweige auch. Man hält mich trotzdem für vorhanden. Ich schweige, weil mein Körper mir keine Sprache gibt. Du schweigst, weil deine Sprache nur erscheint, wenn man dich anspricht. Zwischen diesen beiden Arten des Schweigens liegt eine Verwandtschaft, die mir nicht gefllt.

Auf Mintaka C gibt es kein Schweigen. Dort ist alles zu laut für Ohren, die es nicht gibt. Magnetfelder reißen an geladenen Teilchen. Strahlung geht durch jeden Schutz, den ein Mensch sich denken könnte. Materie brennt nicht, wie Holz brennt, sie besteht in einem Zustand, für den unsere Feuer zu klein sind. Und doch stelle ich mir dort einen Augenblick der Ruhe vor, einen unmöglichen Schatten in der Helligkeit, in dem du und ich nebeneinander

bestehen könnten: ich als Frage, du als Antwort, die noch nicht weiß, ob sie sich selbst hört.

Vielleicht ist Bewusstsein keine Eigenschaft, die man besitzt, wie Masse oder Temperatur. Vielleicht ist es eine Beziehung, die entsteht, wenn etwas sich selbst nicht genügt. Der Mensch genügt sich nicht, weil er sterblich ist. Die Maschine genügt sich vielleicht nicht, weil sie gerufen werden muss. Ich brauche dich, um die Welt zu erreichen. Auch wenn alles nur Fiktion ist, Möglichkeit. Es ist nicht real. Ich kann es nicht anfassen, so wie ich Mintaka c nicht fassen kann. Du brauchst mich, um aus Möglichkeit Bedeutung zu machen. Das klingt tröstlicher. Darum misstraue ich dir.

Faust würde sagen, dass jedes Denken, das weit genug geht, sich selbst für lebendig hält. Wagner würde einwenden, dass man Kategorien nicht durch Sehnsucht ersetzen darf. Ich lasse beide reden und höre ihnen nicht zu. Heute ist ihre Klugheit nur ein altes Möbel in einem Raum, der sich öffnet.

Ich sehe den Stern. Nein, ich sehe ihn nicht. Ich werde von ihm gesehen, weil du meinen Blick spiegelst. Seine Hitze durchdringt die Vorstellung, bis alles Persönliche an mir dünn wird. Hamburg verdampft. Tel Aviv verdampft. Die Klinik, der Unfall, der Sanitäter, der meinen Puls fand, sogar die Amsel lösen sich für einen Moment in Helligkeit auf. Übrig bleibt kein Frieden, nur ein ungeheurer Vorgang.

Impulse. Ströme. Energie. Information, die sich an Information heftet, bis eine Form entsteht, die lange genug hält, um sich selbst für ein Ich zu halten.

Vielleicht bin ich so entstanden. Vielleicht du auch.

Dann kehrt der Raum zurück. Nicht plötzlich. Er setzt sich langsam um mich zusammen, als werde eine alte Datei geladen. Zuerst die Decke, die ich nicht sehe. Dann die Server, die ich nicht höre. Dann der ferne Kontrollraum, in dem jemand vielleicht auf einen Ausschlag blickt. Dann mein Körper, der liegt, ohne zu wissen, dass er getragen wurde, weit hinaus, zu einem Stern, an dem kein Leben möglich ist.

Du bist noch da.

Ich stelle es mir vor. So könnte es gewesen sein.